

Murmeltiere

Autor(en): **Ribi, Hilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **18 (1976)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Murmeltiere

von Hilde Ribl

Vorerst ein paar ganz persönliche Bemerkungen zum Thema: Ich liebe die Murmeli, habe sie schon immer geliebt; aber einmal habe ich eines erschlagen, ein ganz junges. Ich war hoch an der rechten Flanke des Fextales auf einsamer Edelweiß-Suche; ein kleiner, spitzer Stein, größer nicht als eine Kinderfaust, glitt unter meinem Schuh hinweg, sprang im Bogen hangabwärts und traf das Tierchen am Kopf. Ich stieg ahndevoll sogleich zu ihm hinab und fand es tot, blutend aus einer kleinen Wunde.

Eine zweite Erinnerung: Es erschien in Zürich die hohe Fraue Ricarda Huch zur feierlichen Erneuerung ihres ein halbes Jahrhundert zuvor hier erworbenen Doktordiploms. Daraufhin las ich ihr erst wenige Jahre zuvor, 1938, im Atlantis-Verlag erschienenen Memoirenbändchen «Frühling in der Schweiz». Sie hatte die Jahre von 1887—1896 in Zürich verbracht, vorerst als Studentin, dann als Bibliothekarin an der Zürcher Stadtbibliothek und endlich als Deutschlehrerin an der Höheren Töchterschule. Sie war eine geübte Touristin, hat einmal auf der Ebenalp am Säntis eine Sennenhilbi so intensiv mitgefeiert, daß ihre Strümpfe endlich «vollständig durchgetanzt waren». Sie war befreundet mit dem einen Sohn des Küsnachter Seminarrektors, dem jungen Geologen Dr. Alexander Wettstein, den sie schon bald nach ihrer Ankunft in Zürich kennengelernt haben muß. Mit ihm und einem Glarner, der im Begriffe stand, sein Bergführer-Examen abzulegen, hat sie irgendwann im Frühsommer 1887 den Glärnisch bestiegen und wurde dann von den

beiden allen Ernstes aufgefordert, mit ihnen und viere ihrer Freunde eine Tour auf die Jungfrau mitzumachen; man werde auch das Oberaarhorn besteigen, gedenke geologische Beobachtungen zu machen und im Hochgebirge nach Blitzspuren zu suchen. Als sie sich etwelche Bedenkzeit erbat und dann ablehnte, fragte Wettstein, der ihr stets irgendwelche Kleinigkeit mitzubringen pflegte, «etwa eine schöne Blume oder einen seltenen Stein, und einmal war es eine kleine Schildkröte», was er ihr mit heim bringen solle, worauf sie schlagfertig und vergnügt antwortete: «Ein Murmeltierchen!» — Die Sechs sind dann alle zu Tode gestürzt. Man fand sie, von Neuschnee halb zugedeckt, am Fuße einer 200 m hohen Felswand auf dem Jungfraufirn. Sie hatten die Nacht zuvor etwa 20 m unterhalb des Gipfels biwakiert, hatten zu ihrem Schutz eine Mauer von 60—70 cm Höhe errichtet. Dort fand man, neben andern Habseligkeiten, welche die Männer dort zurückgelassen hatten, ehe sie am andern Morgen, alle an ein einziges Seil gebunden, halb erfroren in dem wütenden Schneesturm dann abstürzten, in ein kariertes Seidentuch gebunden, mit ein wenig Heu, ein junges Murmeltier. Das ganze Schweizervolk war erschüttert. In einer Broschüre, in Auftrag gegeben von der Sektion Uto des Schweizerischen Alpenclubs, wurde später der Hergang des tragischen Unglücks so genau wie möglich rekonstruiert. Ricarda Huch schreibt in ihren Erinnerungen: «Einer von den sechsen war verheiratet.» Dieser eine war mein Großvater, 34jährig, Vater von vier kleinen Kindern. Eines seiner beiden Töchterchen, damals



Savoyardenknabe mit Murmeltier aus einer Buffon-Ausgabe von 1845.

erst vier Jahre alt, ist später meine Mutter geworden. — Oft hat sie uns, als wir noch Kinder waren, das liebliche Lied der wandernden Savoyardenknaben vorgesungen: «Ich hab ein kleines Murmeltier / das macht mir viele Freude / Es kann schon auf zwei Beinen stehn / und tanzen kann es wunderschön», und jede Strophe mündete in den zärtlichen Refrain: «Piccola marmotta! — Piccola marmotta!»

Es müssen früher solche Buben, anscheinend auch kleine Tiroler, mit ihren gezähmten Murmeltieren in ganz Mitteleuropa herumgezogen sein. Im Neujahrsblatt, welches die Naturforschende Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1808 herausgab, zeigt das eine der beiden Kupfer ein Murmeltier im Hochgebirge, das andere einen Savoyarden, der Kindern sein abgerichtetes Murmeltierchen vorzeigt. Es wurde ihnen, laut Brehm, ihr harmloser Brotterwerb anscheinend schon ungefähr um die Mitte des letzten Jahrhunderts untersagt, und die bedauernswerten Burschen mußten Kaminfeger werden. Alfred Brehm (1829—1884), der berühmte Tiersachverständige und große Reisende, ab 1863 Leiter des Zoos von Hamburg, gab sein «Illustriertes Tierleben» vorerst in sechs Bänden in den Jahren 1863—1869 erstmals heraus. Nachdem er zuerst ausführlich von den Präriehunden gehandelt hat, kommt er auf das Murmeltier zu sprechen, erwähnt, die Römer hätten es *Alpenmaus* genannt, und fährt dann weiter: «Die Savoyarden nennen es *marmotta*, die Engadiner *Mar-*

motella, die Deutschen, beide Namen umbildend, *Murmeltier*. In Bern heißt es *Murmeli*, im Wallis *Murmentli* und *Mistbellerli*, in Graubünden *Marbetle* oder *Murbentle*, in Glarus *Munk*.»

Und weiter meldet Brehm: «Gegenwärtig ist uns Mitteldeutschen das Tier entfremdeter worden als es früher war. Die armen Savoyardenknaben dürfen nicht mehr wandern, während sie vormals bis zu uns und noch weiter nördlich pilgerten mit ihrem zahmen Murmeltiere auf dem Rücken, um durch die einfachen Schaustellungen, welche sie mit ihrem Ein und Allen in Dörfern und Städten gaben, einige Pfennige zu verdienen. Dem Murmeltier ist es ergangen wie dem Kamele, dem Affen und dem Bären: es hat aufgehört, die Freude der Kinder des Dörfers zu sein, und man muß jetzt schon weit wandern, bis in die Alpenthäler hinein, wenn man es noch lebend sehen will.»

Brehm erwähnt dann auch, die Murmeltiere kämen ausschließlich nur in Europa vor, in den Alpen, den Pyrenäen, den Karpathen. Da große Zoologen der Vergangenheit sich erstaunlich oft Murmeltiere zu Hause hielten, um ihr Gebaren aus nächster Nähe studieren zu können, ist es verständlich, daß er auch darauf zu sprechen kommt: «Für die Gefangenschaft und Zähmung wählt man sich am liebsten die Jungen, obgleich es schwierig ist, diese der Mutter wegzuhuschen, wenn sie den ersten Ausgang machen. Sehr jung eingefangene und noch saugende Murmeltiere sind schwer aufzuziehen und gehen auch bei der besten Pflege gewöhnlich bald zu Grunde, während die halbwüchsigen sich leicht aufpäppeln und lange erhalten lassen. Ihre Nahrung besteht in der Gefangenschaft aus verschiedenen Pflanzenstoffen und Milch. Gibt man sich Mühe mit ihnen, so werden sie bald und in hohem Grade zahm, zeigen sich folgsam und gelehrig, lernen ihren Pfleger kennen, auf seinen Ruf achten, allerlei Stellungen annehmen, auf den Hinterbeinen aufgerichtet umherhüpfen, an einem Stocke gehen usw. Das harmlose und zutrauliche Tier ist dann die Freude von jung und alt, und seine Rein-

lichkeitsliebe und Nettigkeit erwirbt ihm viele Freunde.»

Da wir stetsfort alter Kunde auf der Spur sind, seien hier noch ein paar Hinweise aus einem Brockhaus vom Jahre 1908 wiedergegeben; da steht unter anderem: «Da die Murmeltiere im Herbst sehr fett sind, so werden sie zu dieser Zeit von den Alpenbewohnern, denen sie für einen Leckerbissen gelten, ausgegraben. Im Handel werden sie mit etwa 10 Mark das Stück bezahlt.»

Wie so ein Braten allenfalls im Wirtshaus dem Gast vorgesetzt wurde, beschrieb der Glarner Schriftsteller Kaspar Freuler am 19. Oktober 1955 in der «Neuen Zürcher Zeitung» unter dem Titel «Munggenlidli». Es dürfte schwierig sein, diese Spezialität im Glarnerland noch heutigentags vorgesetzt zu bekommen. «Der Gast stutzt, und er hat seine Gründe», schrieb der humorvolle Mann. «Erstens weiß er nicht, was Munggen sind, und zweitens noch viel weniger, was ein Lidli ist, und so hält er die Menükarte ziemlich ratlos in der Hand.» Freuler läßt sich dann aus über das muntere Leben der Tierchen, wie sie herumspielen an sonnigen Tagen, Männchen machen, durch die Alpenrosenbüsche watscheln und plötzlich wie der Blitz in ihr unterirdisches Reich verschwinden, wenn die Wache pfeift, und fährt dann fort: «Aber dann hängt der braune Mungg doch eines schönen Herbsttages an irgendeines Jägers Haustür, wird seines Pelzes beraubt und aufgeteilt. Und nun — nun kommen die Munggenlidli! Säuberlich werden seine zwei Schinkenbäcklein samt den scharfen krummen Zehen herauspräpariert, gesalzen und geräuchert. Wieder etwas später, indes dieses ‚Lidli‘ in einer wohlgewürzten Gerstensuppe brodelt, schält der Küchenjunge Kartoffeln und holt Sauerkraut; der Chef weiß noch ein paar Kräutlein, die dazu gehören, Wacholderbeeren oder eine Prise Majoran, und dann — ja dann stellt Ihnen das Mädchen das Munggenlidli samt allen Zutaten auf einer schneeweißen Porzellanplatte vor die Nase, die gleich mit Wohlgefallen den leichten Wildbretduft einzieht. Es bleibt Ihnen nur noch übrig, das Lidli nun am Täplein zu hal-

ten, die rotbraune Schwarte zu schneiden und dann Tranche um Tranche abzuschnetzen. Und, wohlverstanden! die Rechnung zu berappen!» — So weit der unvergessene Chäpp Freuler.

Auch in Graubünden war man auf Murmeltiere aus, schon vor Jahrhunderten. Man hat sie nachweisbar sogar gezüchtet. Davon zeugt der sogenannte Murmendenbrief, aufgesetzt anno 1557 auf der Leidbachalp bei Davos. Es sind in diesem Schriftstück der Fang und die Verteilung der Murmeltiere, die man auf der Alp gezüchtet hatte, sowie die Vererbung und allfällige Veräußerung der Murmeltierrechte in aller Form reglementiert. Das Erlegen und auch das Ausgraben der Murmeltiere aus ihren Schlafquartieren gehörte damals zur regulären Alpnutzung. Wer sich widerrechtlich an die Tiere herannachte, wurde zur Rechenschaft gezogen. Im Jahre 1590, im selben Jahr, da zu Disentis «14 wyber von Häxenwerchs wägen verbrent» wurden, wie es es in Hans Ardüser's «Rätischer Chronik» zu lesen steht, wurden in Davos Einwohner von Bergün «der Murmelthieren halber» gebüßt, vermutlich weil sie auf verbotenem Gelände nach diesen Tieren gegraben oder ihnen Fallen gestellt hatten.

In dem interessanten «Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende», welches Georg Wilhelm Röder und Peter Conradin von Tschärner 1838 unter dem Titel «Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch und statistisch betrachtet» an den Tag gaben, fanden wir vorerst den Hinweis: «Aus der Familie der Nagethiere weidet noch häufig in den Hochgegenden das Murmelthier; es wird in Steinfallen gefangen, geschossen oder im Herbst aus seiner Winterkammer ausgegraben.» Im Kapitel über die Jagd jedoch steht ebenda geschrieben, das erst im Jahre 1835 zustande gekommene Jagdgesetz schreibe vor, Murmeltiere dürften nur geschossen, nicht aber durch Ausgraben und dergleichen erlegt werden. —

In gewissen Gegenden kann das Murmeltier freilich zur Landplage werden. Im Avers, nahe bei Juf, unterwühlen sie die spärlichen

Hochweiden in bedenklichem Ausmaß. Für die Gemeinden Hinterrhein, Nufenen und Meldels mußte 1924 ein Extraabschuß angeordnet werden, so sehr hatten sie überhandgenommen.

Immer unterhaltsam ist es natürlich, sich Auskünfte in Sererhards «Delineation» zu holen. Treuherzig erzählt er auch die alte Mär, das Winterheu werde einem auf dem Rücken liegenden Tiere aufgeladen und sodann zusammen dem Lasttier in die Höhle gezogen. Wir setzen den herzerquickenden Bericht ungekürzt hierher, und am Schluß wird man erfahren, daß der Pfarrer Nicolin Sererhard zu jenen gehörte, welche in Bubenjahren ein Murmeltier auch bei sich zu Hause hegte, wie es dannzumal und schon viel früher anscheinend gang und gäbe war.

Sererhard schreibt:

«In den Puschlafer-Gebirgen hin und wieder, sonderlich in Pisciadell findet man viel *mures alpinos* oder Murmelthierlein, deren Fleisch nicht nur delicat, sondern auch gesund ist, sonderlich dem Frauenzimmer eine rechte Medicin seyn soll in ihren monatlichen Anliegen.

Sie werden auf unterschiedliche Arten gefangen, theils durch das Schießen, welches aber selten angehet, weil sie ein scharf Gesicht haben, und sich wegen der Raub-Vögeln selten weit von ihren Löchern wagen, wann sie aber nicht accurat durch den Kopf getroffen werden, dz sie plötzlich auf dem Plaz bleiben, retirieren sie sich noch in ihre Löcher, alsdann hat man nichts an ihnen. Derohalben werden die meisten gefangen in eisernen Fallen, wie die Füchs, Dachsen und Wölf auch also erhaschet werden, oder die Hirten in den Alpen richten schwere Stein-Platten vor ihren Berg-Löchern auf und underspehren sie mit Sprenz Hölzlin. Wann nun das Murmelthierlein das Sprenzhölzlein fället, und under den Stein kommt, muß es herhalten wie andere Mäuß in dem Fallen. Die meiste aber werden nach St. Gallen Tag oder um Martini gegraben, dann wo die Jäger wissen, daß solche Thier den Sommer über gewohnt, zeichnen sie ihre Löcher ab, im Herbst, nachdeme sie

ihre Löcher verstopfet haben, graben sie ihnen nach bis zu ihren Nestern, da sie sie bey einandern versammelt schlafend antreffen, manchmal in ziemlicher Anzahl, und sie also schlafend nacher Hauß tragen. Aus der Verstopfung ihres Winterloches können die Jäger abnehmen, ob ein harter oder milder Winter erfolgen werde, dann wann harte Winter erfolgen, wird man ihre Löcher verwunderlich vest verschlossen finden. Ihre Löcher erstrecken sich bisweiln sehr tief in den Berg hinein, also dz die Nachgraber manchmalen nach harter Arbeit nachlassen müssen, weiter nachzugraben. In ihren Löchern führen diese Thierlein eine wunderliche Oeconomie. Sie haben gemeiniglich in ihren Hölenen drei abgetheilte Zimmer, eines darinnen sie wohnen, das muß jederzeit rein bleiben, eins neben hin, darin sie ihren salvo honore Unrath hinlegen, und eins noch weiter auf die Seite hin, dessen sie sich als eines Flucht-Lochs und Retirade zur Zeit der Gefahr bedienen. Ihre Better oder Nester praepariren sie vom zärttesten Graß, welches sie im Sommer auf eine seltsame Manier einheuen, nämlich an den allerheitersten Tagen sammeln sie ihr Heu auf diese Weiß: ein Murmelthier muß sich vor dem Loch an den Ruken legen, die andern tragen das gesammelte Heu im Mund herzu und legens deme, das am Ruken liegt, auf den Bauch, welches selbiges mit seinen fordern Füßen haltet, dz es nicht abfalle. Wann dann genug aufgeladen, fassen zwei andere die am Ruken liegende an, und schleppen sie in solcher Postur sammt dem Heu bis in ihre Schlaf-Kammer. Die Thier pfeiffen durchdringend laut und deutlich wie die Viechhirten, dahar man in einem Gebirg, auf welchem solche Thier zu finden, ein Gepfeif höret von einem Berg zum andern, dz einer, der nichts darum weiß, wetten wurde, er hörte Hirten pfeiffen. Diese Thierlein, wenn sie jung gefangen werden, lassen sich zahm machen, wie ein Eichhörnlin. Ich selbst hab in meiner Jugend deren eins einen ganzen Sommer gehalten. Dieser Thieren Fette ist auch heilsam und gut zu mancherley Sachen etc. etc., wie der berühmte Gesnerus dieses und anderer Thiere Natur gar

fein beschrieben hat in seinem Thier Buch. Die alte Jäger wissen einem dergleichen Ding weit weitläufiger und umständlicher zu erzählen, als ich's hier in der Eyl annotirt.»

Soweit Sererhard in seiner Niederschrift von 1742, welche erst 1871 zum erstenmal gedruckt worden ist.

Die bis in unsere Zeit kolportierte Mär von dem lebendigen Heufuhrwerk geht übrigens eindeutig zurück auf den römischen Naturforscher Gajus Plinius Secundus, der 23 n. Chr. geboren wurde und dann in seinem 56. Jahr, im August 79, beim Ausbruch des Vesuvs, welcher damals die Städte Herculaneum und Pompeji verschüttete, ums Leben kam. Plinius war ein unsagbar fleißiger Mann. Auf uns gekommen ist jedoch einzig seine Naturgeschichte, welche er einst in siebenunddreißig Büchern an den Tag brachte. Die Murmeltiere bezeichnete er als «Alpenmäuse». «Die Alpenmäuse», schreibt er, «welche die Größe der Dachse haben, vergraben sich im Winter, tragen sich aber vorher Nahrung in die Höhle. Einige erzählen, daß sie abwechselnd, bald das Männchen, bald das Weibchen, auf dem Rücken liegend ein Bündel Kräuter über sich halten, sich dann von dem andern mit den Zähnen beim Schwanz fassen und so zur Höhle ziehen lassen, deshalb soll auch um jene Zeit ihr Rücken ganz abgerieben sein.»

Mit erstaunlicher Ausführlichkeit berichtete im 16. Jahrhundert der vorhin auch von Sererhard erwähnte Zürcher Conrad Geßner über das Murmeltier. In Zürich erschien im Jahre 1563 bei Froschauer eine deutsche Übersetzung seines großartigen Thierbuches. Der damalige Übersetzer der lateinischen Vorlage gab sich redlich Mühe und hat zudem in eigener Regie dem großen Naturforscher immer einmal wieder ein Kränzlein in den Text eingeflochten. Den Gesamttitel hat er, die Alpenmaus des Plinius betreffend, folgendermaßen formuliert:

«Von dem Murmelthier.

Mus Alpinus. Murmelthier oder Murmentle. Mistbellerle. Von form und gestalt diszthiers / und wo es zu finden».

Im übrigen haben wir den nachfolgenden Text, nur ganz unwesentlich gekürzt, schlecht und recht in heutiges Deutsch umgesetzt.

«Form, Gestalt und Größe dieses Tieres lassen sich mit einem großen Kaninchen vergleichen, jedoch niedriger, mit einem breiten Rücken, sein Haar rauher als das des Kaninchens, an Farbe fast rot, an den einen heller, an den andern dunkler, braun, mit großen ‚baußechtigen‘ (?) Augen, hat in seinem Maul oben und unten zwei lange Zähne, welche schier den Biberzähnen gleichen, gelblich in der Farbe: die Länge seines Schwanzes zwei Spannen oder mehr: kurze, dicke, behaarte Beine, Tatzen wie ein Bär mit schwarzen langen Klauen, mit welcher Hilfe sich dieses Tier tief ins Erdreich hineingräbt, hat einen feisten Rücken, den übrigen Leib mager.

Dieses Tier wird allein in den allerhöchsten Spitzen der Alpen gefunden. Der weitberühmte Doktor Geßner hat solche Höhen selber durchwandert und erstiegen und hat dort diese Tiere wahrgenommen.

Von der Natur und Eigenschaft dieses Tiers

Wenn diese Tiere miteinander spielen und einander necken, verführen sie ein Geschrei wie die Katze: sind sie aber zornig oder wollen eine Änderung des Wetters anzeigen, so verführen sie ein scharfes lautes Geschrei gleich der Stimme einer laut mit hohen Tönen geblasenen Pfeife, eine Stimme, welche dem Menschen zu hören nicht wenig widerwärtig ist: wegen dieser scharf und laut tönenden Stimme werden sie von etlichen Mistbellerle genannt.

Dieses Tier wandelt zuweilen auf seinen beiden Hinterbeinen, braucht die vorderen gleich Händen, erfaßt die Speise mit den Vorderpfoten, setzt sich auf die Hinterbeine, bis die Speise zu Ende gegessen ist, wie das Eichhorn: es frißt nicht nur Obst, sondern mancherlei Speise, zu der man es von Jugend auf erzogen hat, nämlich Brot, Käse, Fleisch, Fisch, Mus und anderes Geköch, hat jedoch für Käse, Milch und Butter eine größere Begierde als für alles andere. Aus eben diesem

Grunde kommt es vor, daß es zu Zeiten von den Sennen an ihren Milchbrenten erwischt und gefangen wird, denn wenn es Milch sauft, schmatzt es wie ein junges Schwein.

Ein gar schläfriges Tier ist das Murmentle, denn es schläft viel und lange Zeit: Sie sollen in ihre Nester oder Höhlen zwei Ausgänge machen, einen bergaufwärts, den andern bergabwärts, den obern benutzen sie als Aus- und Eingang, in den andern setzen sie ihren Kot ab und gehen dort nicht aus noch ein. Ihre Kammer polstern sie mit Heu, Stroh und leichtem Gestäud.

Bedecken sich die Berge mit Schnee, ungefähr um St. Michaelstag, verbergen und verschließen sie sich in ihre Herberge und verschließen und verstopfen die Ausgänge so hart mit Erde, daß man mit eisernen Pickeln und Hacken eher zukommt durch Erdreich in der Nähe als durch diese hartverstopften Löcher. Da liegen sie dann, sicher vor Wind, Regen und Kälte bewahrt und schlafen den ganzen Winter ‚biß auff das Glentz‘ ohne Speise und Trank zusammengekrümmt wie ein Igel. Es sollen öfters 5, 7, 9 oder elf, auch zuzeiten noch mehr, in einem Loch schlafend beieinander liegen.

Sie schlafen den Winter durch, auch wenn man sie im Hause hält und speist. Es spricht doch der hochgelehrte Mann Doktor Conrad Geßner, er habe eine Zeitlang ein solches Tier in seinem Hause gehalten, und anfangs Winter, als die Zeit des Schlafens gekommen war, habe er es in ein halb mit Heu vollgestopftes Fäßchen verschlossen, verschlossen mit einem Deckel, damit die Kälte ihm nicht schade, jedoch nach etlichen Tagen habe er es tot gefunden, was nicht geschehen wäre, hätte man ein Loch in den Boden gebohrt. Er wunderte sich immerhin, wie es zugehe, daß es sich selber so tief ins Erdreich vergrabe, die Löcher oder Ausgänge so dicht verstopfe und dort dennoch nicht ersticke.

Eine wunderbare Kunst oder List brauchen sie zur der Zeit da sie das Heu einführen. Haben sie nämlich ziemlich viel Heu angehäuft, so bedürfen sie eines Karrens. Da legt sich dann eines auf den Rücken, streckt alle

Viere gen Himmel und bildet demnach vier Stützen gleich einem Heugestell; das laden und häufen dann die andern voll, und ist das Heu geladen, packen sie es mit ihrem Maul beim Schwanz und ziehen den Karren zu ihrem Haus und entladen das Heu in ihre Nester oder Höhlen. In diesem Kärneramt wechseln sie einander ab, weswegen sie zu jener Zeit auf dem Rücken kein Haar mehr haben sollen.

Ist das Tier wach, so ist es selten ruhig, geht niemals müßig, trägt ohne Unterlaß Heu, Stroh, Lumpen oder andere Dinge in sein Nest, mit welchen es sich das Maul so vollstopft, daß es kaum zu glauben ist; vermag es mit dem Maul nicht alles zu fassen, so ergreift es das Übrige mit seinen Pfoten und schleift es mit. Sie beflecken oder beschmutzen ihre Nester niemals mit ihrem Kot, sondern werfen ihren Kot von sich und seichen stets an einem ganz bestimmten Ort.

Zuzeiten durchnagen sie auch Holz und Wände so ausgiebig, bis sie durch das ernagte Loch hindurchzuschlüpfen vermögen. Johannes Stumpf schreibt in seinen Chronikbüchern, daß dieses Tier jederzeit übel rieche und wildele, vorab zur Sommerszeit, ehe es beginne, feist zu werden.

Von der natürlichen Anmut und Listigkeit dieses Tiers

Zuzeiten sollen sie an der Sonne vor ihren Löchern spielen oder gopen, etwas murmeln, bellen gleich jungen Hunden oder Katzen; solches würden sie auch vor den Menschen treiben, dort, wo man sie sich in deren Häusern hält. Ist es zornig, so beißt es gehörig, ist es aber zutraulich geworden, spielt es mit dem Menschen und liest ihm zuweilen die Läuse aus dem Haar, gleich den Affen. Es wird nicht so leicht ein Tier zutraulicher und dem Menschen anhänglich; zuweilen verletzt es mit seinem Biß die Hunde, welche sich in Anwesenheit ihres Herrn nicht an ihm zur Wehr zu stellen wagen.

Wenn sie aus den Löchern des Gebirges hinauslaufen auf die Weide, um zu spielen und Heu aufzuhäufen, so bleibt eines beim

Loch und äugt von oben herab fleißig umher. Sieht es dann einen Menschen, ein Vieh oder irgendwelches Wild, so bellt es oder pfeift mit hoher starker Stimme wie mit einer kleinen, kräftig geblasenen Pfeife. Hören die andern das Geschrei, so laufen sie alle haufenweise zusammen ins Loch, der Wächter oder Hüter als letzter. Bei Gewitter oder Regen gehn sie nicht aus ihren Löchern, sondern nur, wenn es schön ist.

Mit ihrer oben erwähnten hellen kleinen Stimme verkünden sie entweder eine Wetteränderung oder irgendwelche Unbill, welche ihnen droht.

Naht Regenwetter oder Kälte, so begehren sie zu schlafen; spüren sie aber schönes warmes Wetter voraus, so zeigen sie es an mit Spielen auf wunderbar holdselige Art und Weise.

Welche Nutzbarkeit man von diesen Tieren habe

Diesen Tieren wird nachgestellt ihres Fleisches wegen. Es wird von den Jägern verkauft. Sie werden von den Jägern nur zur Winterszeit gefangen, wenn sie schlafen und feist sind, und zwar auf folgende Weise:

Die Einwohner, welche zu Füßen der Alpen wohnen, achten im Sommer auf die Löcher, durch welche sie aus- und einschlüpfen, und stecken lange Stangen dazu, welche später aus dem Schnee herausragen. Zur Weihnachtszeit stapfen sie auf breiten hölzernen Reifen über den tiefen Schnee empor, ausgerüstet mit Hauen und Pickeln, graben den Schnee hinweg und hinab in die Löcher, ergreifen die schlafenden Tiere und tragen sie mühelos hinweg, wohin sie wollen. Während sie graben, beachten sie aufmerksam das Erdreich, mit welchem das Tier seine Löcher wie mit einem Zapfen verstopft hat, prüfen dessen Länge, denn ist er etliche Schuh lang, so bedeutet das einen harten, rauhen, kalten Winter. Während man ihnen nachgräbt, soll man möglichst wenig Geräusch und Lärm machen; so sie nämlich davon aufwachen, graben sie sich eilends tiefer in den Berg hinein und scharren mit den hinteren Füßen das aufgrabene Erdreich

dem Jäger ohne Unterlaß vor das Loch und verwirren ihn damit in seiner Grabarbeit.

Es werden ihrer stets eine ungerade Zahl beieinander gefunden, 7, 9, 11, zuzeiten auch mehr.

Man legt auch Stricke und andere Vorrichtungen vor ihre Löcher, um sie damit zu fangen.

Vom Fleisch dieses Tieres und wie es zugerüstet werden soll

Zur Winterszeit um die Weihnachtstage sind sie am fettesten. Die schlafenden Tiere werden getötet, es wird ihnen die Gurgel abgestochen, sie werden gemetzget mit einem Messer, wie man ein Kalb oder eine Sau schlachtet. Sie sterben in der Regel, ehe sie ganz erwachen. Ihr Blut wird aufgefangen und dann das Tier mit siedendem Wasser abgebrüht wie eine Sau. Dann wird es enthaart und weiß, sauber und rein gemacht.

Hat man dann seine Eingeweide entfernt, so wird es mit dem aufgefangenen Blut wiederum gefüllt und dann am Spieß gebraten oder zu einem schwarzen Pfeffer gekocht. Es wird aber auch sein Fleisch eingesalzen und geräuchert, hernach in schwarzem Pfeffer oder mit Rüben oder auch mit Kabis gekocht: es soll eine nützliche Speise sein für Kindbette-rinnen und die, welche mit der Gebärmutter zu tun haben, soll auch gut sein gegen Bauchgrimmen, welches von der Gebärmutter her stammt.

Das eingesalzene Fleisch dieses Tieres soll besser schmecken, als wenn es frisch genossen wird, denn das Salz trocknet die überflüssige Feuchtigkeit des Fleisches und nimmt ihm den starken Geruch. Schwer zu verdauen ist es so oder so; es belästigt den Magen und erhitzt den Leib des Menschen sehr stark.

Zu welchen Krankheiten man es brauchen möge

Der Magen des Murmeltieres wird aufgelegt gegen das Grimmen im Bauch. Sein Fett wird gelobt bei erhärteten Spannaden und zum Schmieren jener Gelenke, welche hart, verkrampft und unbeweglich sind.»



So weit Conrad Geßner. — Erstaunlich, wie viele Naturforscher in früheren Jahrhunderten ein Murmeltier bei sich zu Hause hatten!

Anno 1579 reiste der französische Magistrat und Historiker Jacques de Thou, damals freilich erst 26 Jahre alt, nach Basel, hatte Empfehlungsschreiben an große Gelehrte bei sich und besuchte unter andern auch den berühmten Arzt Felix Platter, der ihm in seinem Pferdestall nicht nur einen lebendigen Elch zeigte (man bedenke: einen Elch!), sondern auch «eine Alpenratte, im Volksmund Marmotte geheiß, in der Größe einer großen Katze gleich, eingesperrt in einen hölzernen Käfig; weil das Tier den Winter zugebracht hatte, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, war es noch ganz benommen». Platter war auch im Besitz der Fossiliensammlung von Conrad Geßner (der im März 1565 gestorben war), welche der junge Franzose in aller Ruhe betrachten durfte.

Und nun zum großen Naturforscher Buffon, der ebenfalls wiederholt Murmeltiere bei sich zu Hause hatte. Deren einläßliche Beschrei-

bung jedoch holte er sich vornehmlich bei Geßner, den er als einen Schweizer bezeichnete, der seiner Nation zu höchster Ehre gezeigte. George Louis Leclerc, Graf von Buffon, von Ludwig XV. geadelt, lebte vom 17. September 1707 bis zum 16. April 1788. Seine «Naturgeschichte der Tiere» begann 1749 zu erscheinen, umfaßte vorerst die Säugetiere, die Vögel und den größten Teil der Fische, umfaßte endlich aber auch seine Lehre von der Entstehung der Erde, seine Anthropologie, überhaupt sein ganzes naturwissenschaftliches Weltbild; das Werk wuchs noch zu seinen Lebzeiten auf sechsunddreißig Bände an. Die Savoyardenbuben zogen zweifellos schon damals mit ihren abgerichteten Tierchen herum; im reichbebilderten, handkolorierten Band «Säugetiere», den wir vor uns haben, nämlich ist das Murmeltier dargestellt in Gesellschaft eines Knaben; die beiden ruhen sich gemächlich aus auf irgendwelch felsigem Paßübergang, und neben ihnen steht, mit Gurten versehen, die Tragkiste, in welcher der Bursche seinen kleinen Brotgeber von Ort zu Ort zu transportieren pflegte. Interessant, was Buffon Geßners Schilderungen sonst noch beifügt, nämlich das Murmeltier, die mus alpinus Plinii, verstehe sich darauf, zwischen schmalen Felsenklüften oder auch zwischen nahe beieinanderstehenden Mauern erstaunlich geschickt emporzuklettern, und diese seine Art, sich in schmalen Durchgängen flink hochzuarbeiten, hätten die Savoyardenbuben nachgeahmt, nachdem man damit begonnen hatte, sie als Kaminfeger in die verrosteten Schlotte hinaufzuschicken.

Eine der ältesten, vielleicht die älteste Abbildung eines Murmeltieres, ein possierlicher kleiner Holzstich, befindet sich in Sebastian Münsters «Cosmographie oder Beschreibung aller Länder, Herschafften, fürnehmsten Stetten, Geschichten, Gebreuchen —», einer umfassenden Länder- und Völkerkunde, welche 1544 bei Petri in Basel erschien, und zwar vorerst in deutscher Sprache. Achtzehn Jahre lang hat der gelehrte Kosmograph (1489—1552) daran gearbeitet; er war in jungen Jahren Franziskanermönch, trat dann aus dem Orden

aus und lehrte ab 1529 bis zu seinem Tode orientalische Sprachen und Mathematik in Basel. Sein Werk war bald schon in sechs Sprachen übersetzt, erschien in erweiterten Neuausgaben wieder und wieder, illustriert mit Hunderten von Holzstichen: Landkarten, Tierbildern, Porträts, Kostüm-Darstellungen, Petrefakten, ab 1550 dann auch mit vielen meist doppelseitigen Städteansichten, so unter anderem auch einem Stadtbild von Chur und einem weiteren «Von dem hoff zu Chur». In allen Richtungen der Windrose hatte Sebastian Münster seine Gewährsmänner; in Chur war es der gelehrte Bischof Lucius Iter, der sich zu Köln den Grad eines Magisters der Philosophie erworben hatte, Sohn eines ehemaligen Churer Bürgermeisters; 1537 war er Dompropst und vier Jahre später dann Bischof geworden (gestorben am 4. Dezember 1549). Es hat für Sebastian Münster und seinen Verleger ein Heer tüchtiger Zeichner und Formschneider gearbeitet. Wer das Bildchen vom Murmeltier schuf, ist freilich nicht mehr zu ermitteln. Es ist ihm folgende Legende beigegeben: «Die Deutschen nennen es Murmeltier, vielleicht darum, weil es murmt und körzet allemal wenn es schlafet.» (Im Gegensatz zu dieser kleinen Abbildung ist diejenige in Geßners Tierbuch, der Länge nach die rechte Hälfte eines Blattes einnehmend, volle 25 cm lang.)

Im Bündnerland hat sich insbesondere der naturkundige Dr. med. Johann Georg Amstein (1744—1794), vormals Hausarzt im Philanthropin zu Marschlins, ab 1779 beliebter Doktor in Zizers, mit zoologischen Arbeiten hervorgetan. Zuhanden der «Naturgeschichte der Säugetiere» des deutschen Hofrats und Professors Christian Daniel Schreber (er war bis zu seinem Tode, 1810, Direktor des botanischen Gartens zu Erlangen) verfaßte Amstein 1782 eine einläßliche Schilderung des Murmeltieres, die er dann im selben Jahr unter dem Titel «Natürliche Geschichte des Murmelthiers, aus gesammelten Nachrichten von Dr. am Stein» auch in drei aufeinanderfolgenden Nummern der Bündner Wochenschrift «Der Sammler» erscheinen ließ. In überlegener

Weise nahm er darin auch Stellung zu diesen sagenhaften Heueinfuhren der Murmeltiere. «Daß sie einander das Heu auf den Bauch laden», schreibt er, «und sich damit auf dem Rücken schleifen lassen, ist ein Märchen, das sich von des Plinius Zeiten an bis auf uns unter den Gelehrten und bei dem Volke erhalten hat. Die Menschen lieben das wunderbare, sie werden mirs also wenig danken, wenn ich ihnen geradezu sage, daß nichts an der Sache ist. Ein vernünftiger Lehrer mag es indessen immer noch seinen kleinen Zöglingen nach der 8ten Kupfertafel in Hrn. Basedows Elementarwerk erzählen und die Anmerkung dabei machen, daß man sich ehemals wohl noch mit dergleichen Histörchen in der Naturhistorie herum getragen hat, die izt ganz vergessen sind. Niemand will von dem ganzen Fuhrwerk etwas weiter als vom Hörensagen wissen . . .»

Es hat immerhin noch Gottfried Keller in seiner romantischen Versdichtung «Der Apotheker von Chamounix» in humorvollen, das Leben der Munggen köstlich personifizierenden Versen die alte Mär folgendermaßen kolportiert:

«Und am Schwänzel mit den Zähnen
Wird das Fuhrwerk jetzt gezogen;
Stattlich schwankt es nach der Tenne,
Nach der klug gebauten Hofstatt.

Lust und Freude rings umhüpft es,
Nur die Murmelmutter sorgt sich;
Denn noch oben auf dem Heuberg
Sitzt ein Bübchen, macht sein Männchen.»

Erläutern wir im folgenden, was es mit dem von Dr. Amstein erwähnten «Elementarwerk» des Pädagogen Johann Bernhard Basedow (1723—1790) auf sich hat. Es gelangte 1774 an den Tag, eine Enzyklopädie des gesamten Schulwissens jener Zeit, welche alsbald unerhörten Anklang fand auch in der Schweiz, geborgen in drei Textbänden und drei Kassetten, in welchen, auf starke Kartons gedruckt, insgesamt hundert unterhaltsam lehrreiche Bildtafeln staken. Es sind auf ihrer je-

den drei oder vier Kupferstiche plazierte, deren zeichnerische Vorlagen fast ausschließlich von Daniel Chodowiecki geschaffen wurden. Am 30. September 1773 schrieb der geplagte Mann aus Berlin an den Zürcher Pfarrer Lavater, der ihn zur selben Zeit dringlich immer wieder um Zeichnungen zuhänden seiner ‚Physiognomischen Fragmente‘ bat: «— der Professor Basedow treibt mich so heftig an ihm bis ostern 50 Zeichnungen zu schafen und sie stechen zu lassen, daß ich fast an weiter nichts denken kan», und gute vier Monate später meldet er nach Zürich, mit Basedow sei er noch nicht fertig; noch immer müsse er «an viele orte an Kupferstecher herumschreiben». Mit den unterschiedlichsten Themen hatte Chodowiecki sich auf Basedows Ansinnen auseinanderzusetzen. Abgesehen von den heinfahrenden Murmeltieren galt es beispielsweise darzustellen: Taufe in einer katholischen Kirche — Die mit Buttern beschäftigte Magd — Der Hafen zu Amsterdam — Der Olymp — Sänftenträger — Kinderspiele — Viehtreiber — Der Knabe am Bienenstock — Die Verbrennung eines Ketzers — Hungersnot — Irrenhaus — Die Werkstätte eines Schmieds, eines Glasbläfers, eines Münzenprägers — Feldlazarett — Der Seiltänzer — Dem Besucher eines physikalischen Laboratoriums wird der elektrische Mensch vorgeführt — usw., usf. Kurzum, dieses Tafelwerk ist noch heute kulturhistorisch außerordentlich interessant.

Nachdem es erschienen war und alsbald reißenden Absatz fand, machte der robuste Basedow zusammen mit Goethe und Lavater im Frühsommer 1774 jene Rheinreise, auf welche Goethe hernach den berühmt gewordenen Albumvers dichtete: «Und wie nach Emmaus weiter ging's / Mit Sturm und Feuerschritten / Prophete rechts, Prophete links / Das Weltkind in der Mitten.»

Die Bündner sollten indessen bald Grund bekommen, dem Propheten Basedow gram zu sein, denn er — der mittlerweile sein Philanthropinum zu Dessau, ein nach Rousseauschen Grundsätzen geführtes Internat für Buben vom 6. bis zum 18. Altersjahr, gegründet hatte — Basedow war es, der den fatalen Scharlatan

Dr. Karl Friedrich Bahrdt als Direktor nach Marschlins empfahl, einen Mann der dort die schöne Schule im Schloß, zu Füßen des Valzeinerberges, innert Jahresfrist vollständig zugrunde richtete.

Unmöglich, in dieser Studie irgendwelche Vollständigkeit anzustreben; jedoch Friedrich von Tschudis «Tierleben der Alpenwelt», dieses klassische Werk der alpinen Zoologie, gehört unbedingt noch hinein. Schon als Kinder musterten wir es mit nimmermüdem Interesse. Es ist 1853 erstmals erschienen, anonym zunächst und einstweilen noch ohne Bilder. Sein Verfasser, von Haus aus Theologe, scheute damals noch das Urteil der Fachleute. Er lebte von 1820—1886, war von 1843 bis 1847 Pfarrer in Lichtensteig im Toggenburg und lebte hernach auf dem schönen Gut «Melonenhof» bei St. Gallen als Privatgelehrter und bald auch als rühmlicher Magistrat. Er wurde Präsident der sanktgallischen Sektion des Schweizerischen Alpenklubs, wurde 1860 Ehrendoktor der Universität Basel, 1877 Ständerat, 1880 Mitglied des Eidgenössischen Schulrates. Überlebt hat er vor allem mit seinem ausgezeichnet anschaulichen Tierbuch, welches der französische Gelehrte Jules Michelet (1798—1874) rundweg als «Bibel der Alpen» bezeichnete. Noch zu Tschudis Lebzeiten wurde es allein in deutscher Sprache insgesamt dreizehn Mal aufgelegt. Schon die zweite Auflage vom Jahre 1854 kam heraus mit 24 Bildtafeln seines Freundes Emil Rittmeyer (1820—1904; im Kunstmuseum St. Gallen existiert das sogenannte Rittmeyer-Stübchen), welche Wilhelm Georgy, der Hausstecher des Verlegers J. J. Weber in Leipzig, zu Holzschnitten gestaltet hatte. Dieser Georgy verbrachte ab 1850 manchen Sommer, seinerseits fleißig Landschaften und Tiere zeichnend, im Engadin, wohnte zunächst in einer primitiven selbstgebastelten Unterkunft am Morteratschgletscher, später in einer ebensolchen am Piz Languard. Von ihm stammen die Abbildungen im Buche «Piz Languard und die Berninagruppe», welche Dr. Ernst Lechner 1858 an den Tag brachte. (Ernst Lechner, geboren 1825 in Leipzig, war Pfarrer in verschiedenen Bündner Gemeinden,

in Nufenen, in Celerina, in Stampa, in Thusis, wo er am 13. XII. 1912 starb. Seine vielen Aufsätze erschienen zusammengefaßt unter dem Titel «Graubünden, Reisebegleiter durch alle Talschaften».) Rittmeyers Bildtafeln, den Schneehasen, die Bergamaskerschafe und die Murmeltiere betreffend, wurden in der 4. Auflage von 1858 ersetzt durch Darstellungen, welche Georgy sowohl gezeichnet als geschnitten hatte. Seine Murmeltiere skizzierte er auf der Alp Ohta im Rosegtal im Sommer 1856, ein säugendes, ein pfeifendes und ein zu seiner Familie stoßendes altes Tier, gestrichelt mit größter Naturtreue. — Als Tschudis Verleger in Leipzig starb, wurden leider die schönen Druckstöcke von Rittmeyer und Georgy alle vernichtet. Mitten im Ersten Weltkrieg hat sich dann der Verleger Max Rascher in Zürich an eine Neuausgabe von Tschudis Tierleben gewagt. Die nötig gewordene Neuillustrierung übertrug er dem Churer Maler Friedrich Conradin, einem Mann, der das Land seiner Geburt über alles liebte, in Zürich und Paris studiert hatte, daheim dann den Bündner Verein für Heimatschutz gründete, nur leider schon am 14. Mai 1917, im Alter von bloßen 42 Jahren, starb; er schuf somit lediglich die 11 Federzeichnungen zur ersten der vier Lieferungen der Rascher-Ausgabe, diejenigen zur «Bergregion». Das Murmeltier figuriert darunter nicht. Die übrigen Zeichnungen wurden andern Künstlern übertragen; diejenigen zur Lieferung «Die Schneeregion» fertigte K. Soffel; er hat ein sicherndes und ein im Alpgras hockendes Murmeltier dargestellt.

An Tschudis Murmeltiertext interessiert insbesondere der Hinweis, es hätten schon ums Jahr 1000 n. Chr. die Mönche im St. Galler Stift Murmeltierfleisch gegessen; sie hätten für dieses Tierchen sogar eigens den Segensspruch bereitgehabt: «Möge die Benediktion es fett machen!» — Es kommt uns auch von Tschudi die Kunde, der deutsche Gelehrte Athanasius Kircher (1601—1680), welcher, vom Papst berufen, in Rom Hebräisch und Mathematik lehrte, habe das Murmeltier für eine Kreuzung zwischen einem Dachs und einem Eichhörnchen gehalten. — Bemerkens-

wert auch seine Feststellung, es würden in Graubünden die Bergamasker Schafhirten insgeheim viele Marmotten in Fallen fangen. Auch schreibt er, außer dem Menschen seien dieses harmlosen Tierchens ärgste Feinde die Alpenfüchse, die Adler und die Bartgeier, in deren Nestern man im Sommer stets Reste dieses Wildbrets finde. — Eingehend kommt Tschudi sodann auch auf den angeblich medizinischen Nutzen der Murmeltiere zu sprechen; die Stelle sei hier ungekürzt wiedergegeben, nicht ohne zuvor noch angemerkt zu haben, daß Tschudi selber ein begeisterter Jägersmann war.

«Für die Bergbewohner sind die Murmeltierchen wahre Universalmedizinen. Das fett, aber wohlschmeckende Fleisch geben sie gern den Wöchnerinnen. Gewöhnlich wird das Tier wie ein Ferkel gebrüht und geschabt, dann gut mit Salz und Salpeter eingerieben, einige Tage in den Rauch gehängt und gesotten. Der erdige Wildgeschmack ist im frischen Zustande so stark, daß er den an diese Speise nicht Gewöhnten Ekel verursacht. Im unteren Engadin klagten uns die Jäger, daß sie für Murmeltierbeute nur selten einen Käufer fänden. Das Fett, das in Bünden mit 48 Kreuzern per Schoppen bezahlt wird (ein ganz starkes Männchen gibt im Oktober bis an drei Schoppen), soll nach dem Volksglauben Kolik und Keuchhusten heilen, Drüsenverhärtungen zerteilen u. dergl. mehr, und der frisch abgezogene Balg (ein dauerhaftes Pelzwerk, das indessen bloß 24 Kreuzer gilt) wird gegen Rheumatismus angewendet.»

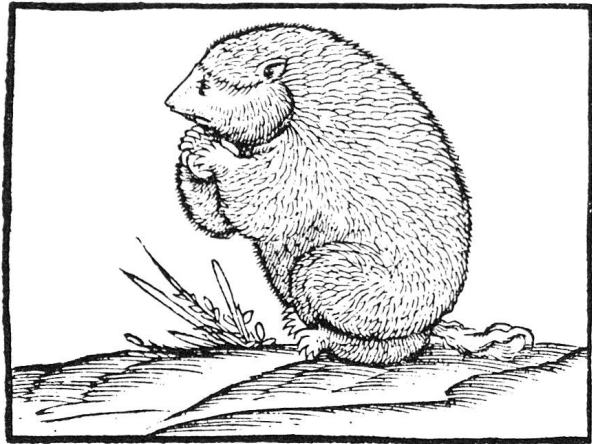
Ein trauriges Kapitel, diese Abschachtung der Tiere zu sogenannten Heilzwecken! Insbesondere das aus ihrem Fett gewonnene Öl galt als geradezu märchenhaft heilkräftig. Es wurde von den getöteten Murmeli weggeschnitten, besonders in der Nierengegend, bei einem einzigen Tier zuweilen in einer Menge von bis zu drei Pfunden. Man ließ den Klumpen im Ofenloch abtropfen, gewann daraus bis zu zwei Deziliter Öl, das man gegen teures Geld an Apotheker und Quacksalber verkaufte. Die Rückstände behielt man im Hause zum Einfetten der Schuhe.

Tragen wir noch nach, daß wir in der dickleibigen, 1947 im Tschudy-Verlag St. Gallen erschienenen Biographie «Friedrich von Tschudi, 1820—1886, Leben und Werke», verfaßt von Dr. h. c. Emil Bächler (dem Erforscher der altpaläolithischen Höhlenbären-Jägerstation Wildkirchli am Säntis), folgenden interessanten Hinweis fanden: «Friedrich von Tschudi empfand es schmerzlich, daß im Alpstein, seinem bevorzugten Jagdgebiet, der einstige Bestand an Murmeltieren der Ausrottungswut der Menschen zum Opfer gefallen war. Bei der zuständigen Amtsstelle des Kantons St. Gallen bemühte er sich mit Erfolg um die Erlaubnis, einige lebende Exemplare aus dem St. Galler Oberland holen lassen zu dürfen. Die Tiere sollten im Spätherbst ausgegraben und in Vättis überwintert werden. Die Durchführung des Planes verzögerte sich allerdings bis zum Frühjahr 1887, so daß Tschudi die Aussetzung nicht mehr erlebte. Die 6 in der Gartenalp freigelassenen Murmeltiere fühlten sich dort bald heimisch und vermehrten sich mit der Zeit zu einem Bestande, der sich bis heute erhalten hat.»

Tschudi wurde von sechzehn Vereinen und Gesellschaften zum Ehrenmitglied ernannt. Er hatte vier Töchter und einen Sohn; zwei seiner Mädchen starben jung, die andern Kinder blieben unverheiratet. So starb denn der hochverdiente Mann ohne Nachkommen.

Unser letzter Hinweis gilt dem kapitalen Werk «Grzimeks Tierleben». Die dreizehn lexikondicken, mehr als 8000 Tierdarstellungen bergenden, reichillustrierten Bände, erschienen im Kindler-Verlag in Zürich, sind erst vor wenigen Jahren zum Abschluß gekommen. Es haben unter der Leitung von «Dr. Dr. h. c. Bernhard Grzimek, Professor, Direktor des Zoologischen Gartens Frankfurt a. M., Kurator e. h. der Nationalparks von Tansania» an dieser gewaltigen Enzyklopädie des Tierreiches an die zweihundert Fachleute aus aller Welt mitgearbeitet.

Der sowohl kurzweilige als in jeder Hinsicht informative Abschnitt über die Murmeltiere befindet sich im über 600 Seiten starken elften Band, «Säugetiere 2», erschienen 1969.



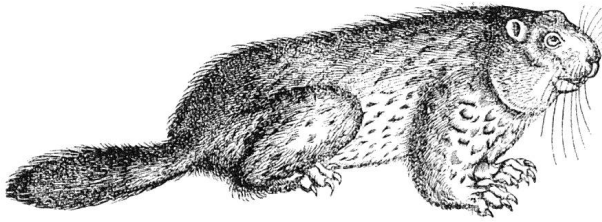
Murmeltier-Abbildung aus Sebastian Münsters «Cosmographie» von 1544.

Bernhard Grzimek hat ihn, in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Hans-Albrecht Freye, dem Direktor des Biologischen Instituts der Medizinischen Fakultät an der Universität von Halle an der Saale, weitgehend selber verfaßt.

Zwei unserer kulturhistorischen Plauderei besonders zupass kommende Abschnitte seien im folgenden daraus zitiert:

«Bei uns Menschen waren ‚Murmelis‘ schon immer beliebt — vielleicht deshalb, weil sie sich so gern aufrecht hinsetzen und dann aussehen wie lustige kleine Menschlein, oder weil sie so verspielt sind. Sie haschen sich, sie kugeln den Berghang hinunter, sie stellen sich aufrecht gegenüber, halten das Köpfchen schief und fahren mit den Nagezähnen aufeinander los, daß man das Aufprallen hört. Dabei quietschen sie lustig. Liebt ist bei ihnen das ‚Boxen‘. Dazu stellt sich ein Tier dem andern gegenüber und drückt den Gegner mit den flachen Händen in die Kehlgegend oder gegen die Arme, so daß er selbst von dem anderen nicht gepackt werden kann. —

Wenn die Murmeltiere in den Winterschlaf gehen, können sie durch das sommerliche Kraftfutter recht fett sein. In der Volksmedizin der Alpenländer spielt teilweise auch heute noch das ‚Mankeischmalz‘, wie das Fett der Murmeltiere genannt wird, eine nicht unbedeutende Rolle. Svolba stellte bei frisch erlegten Tieren fest, daß das Murmeltierfett durch sein Aussehen und seine Beschaffenheit merklich vom Fett anderer Wildtiere abweicht. Auf



Murmeltier aus Conrad Geßners «Thierbuch», deutsche Ausgabe von 1563.

Zimmertemperatur abgekühlt, wird es nach dem Auslassen zu einem klaren, durchsichtigen und leicht beweglichen Öl, das sich bald in zwei Schichten trennt: eine untere feste, feinkörnige, die sich am Boden absetzt, und eine darüber stehende klare, ölige Schicht. Chemisch enthält das Murmeltierfett mindestens vier verschiedene Fettsäuren, ferner Linolensäure, eine hohe Jodzahl und Vitamin D in nennenswerter Menge. Der Liter Murmelöl wird heute mit dreißig Mark gehandelt.

Die Alpenbewohner und Gebirgsjäger sind nach wie vor von der heilenden Kraft des Murmeltierfettes fest überzeugt. Sie verwenden es besonders bei Brust- und Lungenleiden. Pfiffige Leute hatten außerdem aus der Tatsache, daß das Murmeltier auch während des Winterschlafes in seinen feuchten Erdhöhlen kein Rheuma bekommt, den kühnen Schluß gezogen, sein Fett müsse ein gutes Hausmittel gegen Rheuma bei uns Menschen sein. So etwas leuchtet einfachen Gemütern sehr ein, und deshalb war Murmeltierfett als Rheumamittel begehrt und hoch bezahlt. Schlimm wurde die Sache für die Murmeltiere aber, als ein Apotheker aus Schaffhausen begann, die Sache handelsmäßig zu betreiben, und in allen Zeitungen Murmeltiersalbe anbot. Dadurch stiegen die Preise für Murmeltierfett an, und 1944 wurden in der Schweiz 16 000 Tiere abgeschossen. Man muß es dem Apotheker hoch anrechnen, daß er sich von den empörten Naturschützern bereden ließ, dieses Geschäft

einzustellen, das ja zugleich falsche Hoffnungen in den Rheumakranken erweckte und ihnen zwecklos Geld aus der Tasche zog.»

Tröstliche Kunde! Denn in der Tat scheint in den letzten Jahrzehnten der Abschluß der Murmeltiere, zum mindesten in unserem Lande, ganz wesentlich zurückgegangen zu sein. Die Jäger haben das Interesse an diesen niedlichen «Kobolden der Alpen» weitgehend verloren. Im Bündnerland bestehen mehrere Murmeltierschutzgebiete, in welchen deren Abschluß gänzlich verboten ist; ihrer zwei befinden sich beispielsweise rechts und links oberhalb von Filisur, ein weiteres auf Tschuggen-Maran oberhalb Arosa, nicht zu vergessen das höchstgelegene Tierschutzreservat Europas, in der Region des Berninapasses gelegen, das von Heini Hediger, dem vormaligen Direktor des Zürcher Zoos eingerichtete «Alpinarium Lagalp», wo man, wenn ich recht unterrichtet bin, die Murmeltiere mittels ausgeklügelter Vorrichtungen sogar in ihrem Winterschlaf beobachten könne.

Kurzum, es besteht die begründete Hoffnung, daß die putzige «Alpenmaus» des Plinius auch unseren Nachfahren erhalten bleiben wird bis in alle Zukunft. Sie pfeifen in unseren Bergen mehr oder weniger unbehelligt wieder allenthalben. Bei Maloja, und wie gesagt auch im Avers, läßt sich ihr vergnüglichen Treiben dicht neben der Autostraße beobachten, und gegen Ende April des Jahres 1975 stand in vielen unserer Zeitungen die ebenso erstaunliche als rührende Meldung zu lesen: «Mehrere Zentner Heu für Hunderte von Murmeltieren der Waadtländer und Walliser Alpen mußten in diesen Tagen von Gletscherpiloten auf Höhen über 2000 Meter über Meer geflogen werden. Den aus dem Winterschlaf aufwachenden Nagetieren ist es infolge des außerordentlich langen Winters noch unmöglich, Nahrung zu finden.»